

Allgemeine Moden-Zeitung

N^o 19.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illumin. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 8 Thlr. — Mit circa 116 illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1842.

Moden-Darstellungen und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergarbinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Estève.

Novelle von Mad. Ch. Reybaud.

(Fortsetzung.)

Die Marquise war wieder zu sich gekommen, fühlte sich aber noch ungemein schwach. Sie lag auf ihrem Bett, die Augen gen Himmel gerichtet, und schien inbrünstig zu beten. Endlich winkte sie ihrer Schwester, alle Anwesenden zu entfernen und die Thüre ihres Zimmers zu verschließen. Dieses Zimmer, welches Madame Godefroi vorher noch nicht betreten hatte, war das Mädchenzimmer der Marquise gewesen und auch da hatte sich nichts verändert. Wohl aber bemerkte Madame Godefroi, daß dieser Schein von Ordnung und selbst Luxus einen absichtlichen Mangel auch der gewöhnlichsten Bequemlichkeiten verhüllte. Das Bett, das auf den ersten Anblick weich und weiß zu sein schien, war ärmlischer als das einer Carmeliterin; die gestickte Bettdecke verhüllte bloße Breter und ein Strohsack vertrat die Kissen. Die seit langer Zeit geschlossene Toilette war mit einem Fransenteppich bedeckt und diente als Betpult; unter dem Teppich versteckt lagen eine Sanduhr, eine Geißel und ein Totenkopf. Anfangs schien die Marquise ihrer Schwester Einiges entdecken zu wollen, aber ihre Bedenkllichkeiten und Besorgnisse hielten sie bald davon zurück und sie flüsterte bloß, indem sie die Hände faltete: „Estève, ach armes, unschuldiges Kind! Mein Gott, behüte ihn, gieb ihm die Kraft, Dir allein zu dienen. Mein Gott, erbarme

Dich meiner und gedenke, daß ich für sein Glück in dieser Welt, wie für sein Heil in der zukünftigen verantwortlich bin!“

Madame Godefroi, die sich über das Lager ihrer Schwester beugte, hörte diese Worte mit einer Art Hoffnung an, denn sie glaubte ein Mittel zu sehen, das Gewissen ihrer Schwester zu beruhigen.

„Liebe Cécilie,“ sagte sie, „fasse Muth, denn es giebt noch ein Mittel, das Schicksal Estève's zu ändern. Sende den Abbé Girou nach Rom und der heilige Vater wird Dich von Deinem Gelübde entbinden.“

— „Nein, nein, niemals! Es ist unmöglich,“ unterbrach sie die Marquise; „ich habe Gott freiwillig ein Opfer gebracht und es muß vollzogen werden.“

Die Abmattung, die immer auf heftige Krisen folgt, verhinderte sie weiter zu sprechen. Sie versank in Schläfrigkeit und äußerte ihre Schmerzen nur noch durch leises Jammern.

Madame Godefroi wachte die ganze Nacht an dem Bette ihrer Schwester. Gegen Morgen, als sie durch den Saal ging, um sich in ihr Zimmer zu begeben, erblickte sie den Abbé Girou, der am Fenster stand und sein Brevier im ersten Scheine des Morgens las; auch er hatte gewacht, ohne daß man es wußte, um bereit zu sein, wenn seine Gegenwart nöthig sein sollte. Madame Godefroi fühlte sich gerührt durch diese schweigende Aufopferung, trat zu dem Abbé und sprach: „meine arme Schwester befindet sich in einem Zustande, der mir das Herz zerreißt; sie leidet

Schmerzen, die sie umbringen werden. Herr Abbé, ich hoffe, um sie zu retten, auf Ihren guten Rath."

2.

Die Frau von Blanquesfort erholte sich von dieser Krisis, die ihr Leben in Gefahr gebracht; aber sie war darauf so erschöpft, so matt, daß ihre Schwester wohl einsah, sie könnte auch nicht die leichteste geistige Erschütterung ertragen. Sie zitterte bei dem Gedanken an einen neuen Besuch des Marquis und zum Glück entschuldigte sich derselbe bei ihr in einem sehr artigen Briefe mit den Pflichten seines Amtes, die ihn für jetzt zurückhielten.

Madame Godefroi wollte nur vierzehn Tage bei ihrer Schwester bleiben und sie hielt diese Zeit für sehr kurz zur Ausführung des Vorsahes, den sie gefaßt hatte. Die gute Frau, die an den Luxus ihres Hauses, an die Gesellschaft von Schönegeistern und an weltliche Vergnügungen gewöhnt war, würde sich hier auf dem Lande, in dem Umgange mit einem Geistlichen, einem Schüler und einer armen Kranken sehr gelangweilt haben, hätte sie nicht immer Zerstreuung in der Beobachtung jenes Knaben gefunden, dessen Schicksal sie so lebhaft interessirte.

Schon den Tag nach ihrer Ankunft hatte sich Madame Godefroi zu ihrem Neffen begeben, um ihn bei seinen Beschäftigungen zu überraschen. Estève und der Abbé Girou bewohnten in dem zweiten Stock ein großes Zimmer, das traurigste und kahlfte im ganzen Hause. Zwei Betten ohne Gardinen, ein Tisch, einige Stühle und ein Paar Breter zum Aufstellen einiger Gegenstände bildeten das ganze Meublement; auf dem Tische lagen einige alte Bücher neben einem Schreibzeuge und einer Sanduhr. Es herrschte eine genaue aber anmuthslose Ordnung in der Aufstellung dieses ärmlichen Mobiliars, bei dem man vergebens etwas von der Zierlichkeit gesucht haben würde, die sich auch die tiefste Armuth verschaffen kann.

„Laß Dich nicht stören, liebes Kind,“ sagte Madame Godefroi, indem sie Estève nöthigte, wieder an dem Tische Platz zu nehmen; „ich will, wenn es der Herr Abbé erlaubt, einmal Deinem Unterrichte beiwohnen; thue immer, als sei ich gar nicht da.“

— „Aber das wird Sie sehr langweilen,“ antwortete Estève.

„Warum? Langweilt auch Dich dieses Studiren?“

— „Bei mir ist es etwas Anderes. Die Arbeit

ist mir eine Pflicht und wenn ich sie mit Langeweile verrichtete, würde ich einen Fehler begehen.“

Madame Godefroi blieb nun während einer Unterrichtsstunde sitzen, in welcher Estève eine Legende aus dem Lateinischen übersezte. Darauf erhielt er die Erlaubniß, in den Garten zu gehen, und Madame Godefroi sprach eine Zeit lang mit dem Abbé über die Bestimmung des Knaben. Im Garten fand sie den Knaben nicht allein; eine alte Dienerin, die seit einem halben Jahrhunderte in dem Hause war, saß neben ihm und murmelte ihren Rosenkranz. Estève hatte die Elabogen auf die Knie gestützt und schien in traurige Gedanken versunken zu sein.

„Woran dachtest Du, mein Sohn?“ fragte Madame Godefroi.

— „Ich wage es kaum zu gestehen,“ entgegnete er und Thränen traten dabei in seine Augen. „Es kam mir ein Gedanke, den ich nicht ertragen kann; meine Mutter ist krank, ich habe sie heute nicht gesehen und fühlte plötzlich ein tiefes Weh im Herzen. Ich dachte zum ersten Male in meinem Leben an den Tod.“

„Still, junger Herr,“ fiel Babette ein, die auch die Thränen nicht zurückhalten konnte; „die Frau Marquise ist jung, noch nicht funfzig Jahre alt. Wer stirbt in diesem Alter? Ich zähle dreißig Jahre mehr und denke, Gott wird mich noch nicht zu sich rufen.“

— „Sie hat Recht; Du betrübst Dich ohne Ursache,“ setzte Madame Godefroi hinzu; „Deine Mutter leidet wohl, aber es ist nichts zu fürchten. Trockne also Deine Thränen, mein Kind, und ängstige Dich nicht mehr.“

Diese Worte beruhigten Estève vollkommen und einen Augenblick darauf rief ihn die Glocke des Angelus in die Kapelle. Er ging, Madame Godefroi aber hielt die alte Babette zurück, die ihm folgen wollte.

„Meine gute Babette,“ sagte sie, indem sie neben ihr Platz nahm, „weist Du, daß Du mir viel zu erzählen haben mußt? Es ist viel in der Familie geschehen, seit wir uns nicht gesehen haben.“

Babette nickte traurig.

„Es ist viel Unglück geschehen, Unglück, das ich nicht kenne. Meine Schwester ist mit dem Herrn von Blanquesfort nicht glücklich gewesen; er hat sie verlassen; seit langer Zeit liebt er sie nicht mehr.“

— „Er haßt sie und wünscht ihren Tod,“ antwortete Babette.

„Das ist mehr als ich vermuthete,“ entgegnete Madame Godefroi leise und bestürzt. „Eine so sanfte, so tugendhafte, so vollkommene Frau konnte solchen Haß einflößen? Vielleicht hat eine unbegründete Eifersucht ihn gegen sie aufgebracht?“

— „Nein, Madame, nein. Warum hätte er eifersüchtig sein sollen? Die Frau Marquise ist eine von den Frauen, die nicht einmal Argwohn erregen.“

„Nun denn, welche Ursache hat dieser Haß?“

— „Die Ursache! Wer würde es glauben und zu denken wagen, der es nicht mit eigenen Augen gesehen hat?“ entgegnete die Alte in ungewöhnlicher Heftigkeit. „Die Ursache! — das arme unschuldige Kind, das die Frau Marquise zu ihrem Unglücke geboren hat. Gott bewahre mich, daß ich die Achtung nicht vergesse, welche ich meinem Herrn schuldig bin; da Sie aber die Wahrheit wissen wollen, muß ich sie sagen. Der Marquis ist ein schlechter Vater. Er wollte nur einen Erben und als dies zweite Kind zur Welt kam, hat er es verflucht, ich weiß es, denn ich habe es gehört.“

„Ist es möglich, daß elender Stolz in ihm alle Gefühle der Bärtlichkeit und Gerechtigkeit ersticke? Ist es möglich, daß er diesen unnatürlichen Haß gegen sein eigenes Blut zu äußern wagte?“

— „Nein, nein, Madame, vor der Welt hat er nichts geäußert; das Ansehen vor den Menschen, das sein höchstes Gesetz ist, hielt ihn davon zurück; in dem Zimmer der Frau Marquise aber, hinter den verschlossenen Thüren, wenn ich allein bei ihr war, welcher Ungestüm! welche Verwünschungen! welche Thränen! welche Angst! Durch übele Behandlung, durch Beleidigungen, durch gräßliche Drohungen hat er die Mutter und das Kind von sich getrieben. Die Frau Marquise flüchtete sich hierher und dann erst wurde sie wieder ruhig.“

„Der Herr von Blanquefort besuchte sie niemals?“

— „Niemals. Viele Jahre lang hat die Frau Marquise so verlassen gelebt, ohne Jemanden zu sehen als den Herrn Abbé und den Vater Thomasius, ihren Beichtvater. Auch der Trost, ihren älteren Sohn zu sehen, wurde ihr versagt. Sie fügte sich in Alles ohne Murren, legte ihre Schmerzen nieder vor dem Kreuze des Heilandes und setzte ihre Hoffnung allein auf Gott. Unter den Leuten glaubt man, sie habe ihre Familie aus übergroßer Frömmigkeit verlassen; der Herr Marquis verbreitet auch überall dieses Gerücht und sagt, sie habe Alles aufgegeben, um sich nur mit ihrem Seelenheile zu beschäftigen. Er stellt sich, als füge er

sich in ihren Willen, und versichert, sie sei hier ganz glücklich, aber es ist nicht wahr, sie grämt sich zu Tode, wie Sie sehen.“

— „Nun verstehe ich,“ sprach Madame Godefroi, „meine arme Schwester hat ihr Kind Gott dargebracht und geweiht, um es dem Hasse seines Vaters zu entziehen. Mein Schwager hat Alles so berechnet, alle diese Lügen verbreitet, um einen Vorwand für sein Benehmen zu haben, um seine unnatürlichen Gefühle zu verhüllen, und er glaubte, meine Schwester würde ihn nicht Lügen strafen, würde die Wahrheit nicht zu sagen wagen, selbst mir nicht. Und sie ist auch wirklich dieser gewaltigen Aufopferung fähig; sie hat mir Alles verheimlicht und wird ohne Zweifel immer schweigen.“

„Sie wird gewiß den Herrn Marquis vor Ihnen niemals anklagen,“ erwiderte Babette; „sie wird es nicht thun, und wenn es ihr Leben gälte.“

— „Sie fürchtet ihn also mehr als den Tod?“

„Vielmehr die Gottesfurcht bestimmt sie; sie würde die geringste Klage für eine Sünde halten.“

— „Wer aber hat sie zu diesem Glauben gebracht?“ fragte Madame Godefroi; „wer hat sich in dem Maße ihres Geistes bemächtigt, wer hat ihr mit so großem Erfolge vorgepredigt?“

„Niemand,“ antwortete Babette, „gewiß Niemand. Die Frau Marquise ist mit einem Male fromm geworden, nach einem Unglücke, von dem sie Zeuge war. Sie war zwar immer eine gute Christin, verbrachte aber doch nicht ihre ganze Zeit in der Kirche; sie besuchte Bälle und war wie alle andern Frauen. Um diese Zeit war nur ein Kind im Hause und der Marquis noch nicht, was er seitdem geworden ist. Sie war jung, schön und überall gefeiert; sie dachte nicht viel an ihr Seelenheil; mit einem Mal aber änderten sich ihre Gedanken und sie wurde fromm nach einem Ereignisse, das hier, unter ihren Augen, geschah, — vor sieben Jahren.“

— „Davon hat mir meine Schwester nichts geschrieben, ich habe nichts davon erfahren,“ entgegnete Madame Godefroi erstaunt; „es ist dies zwar lange her, aber Du weißt gewiß noch Alles genau, denn ohne Zweifel warest auch Du zugegen.“

„Heilige Jungfrau! es ist mir, als geschähe es jetzt,“ sprach Babette, indem sie nach der Mondscheibe blickte, die am Horizonte heraufstieg. „Es war an einem Abend wie heute, in einer schönen Mondennacht; die Frau Marquise befand sich seit einer Woche hier auf dem Lande; der Herr sollte sie in den Ferien, die

am 1. Septbr. begannen, abholen. Am Tage des heiligen Lazarus also, am letzten August, war die Frau Marquise allein mit ihren Leuten und dem kleinen Grafen Armand, der im zehnten Jahre stand. Es konnte ungefähr Mitternacht sein; die Leute waren bereits zur Ruhe gegangen; die Frau Marquise hatte auch mich entlassen; sie las noch in dem Salon und ich ging in mein Stübchen und betete da, als ich draußen auf der Straße einen Flintenschuß und bald darauf noch zwei andere hörte, dann das Geräusch eines heranrollenden Wagens vernahm. Wir erwarteten den Herrn erst am nächsten Tage, ich glaubte aber gleich, daß es es sei, denn die Hunde bellten nicht. Ich ging also hinunter und traf auf der Treppe die Frau Marquise, die leichenblaß war und so zitterte, daß sie sich auf den Stufen niedersehen mußte. „Babette,“ sagte sie, „hast Du gehört? Gewiß ist ein Unglück geschehen.“ In demselben Augenblicke wurde an dem Thore geklopft. Die Frau Marquise stand auf; die ängstliche Besorgniß um den Herrn Marquis gab ihr plötzlich eine ungewöhnliche Kraft und so öffnete sie das Thor selbst. Als sie den Wagen des Herrn erkannte, stieß sie einen Schrei aus und stützte sich auf mich, ohne daß sie zu fragen wagte, was geschehen sei. Ich sah zuerst in den Wagen hinein und erblickte da einen Körper, der auf dem Kissen lag. Der Herr Marquis saß auf dem Vorderste und hatte Saint Jean neben sich.

„Anfangs konnte die Frau Marquise sich nicht erklären, was geschehen sei; sie war so sehr erschrocken. Der Herr Marquis stieg aus; er war ganz mit Blut bedeckt, ging aber, ohne darauf zu achten, auf seine Frau zu und sagte: „ängstige Dich nicht, ich bin nicht verwundet; aber da liegt ein Todter — der Vicomte Gabriel von Entrevaur.“

Die Frau Marquise schrie laut auf und verhüllte sich das Gesicht; die Sinne vergingen ihr bei dem Anblicke des Blutes und der Leiche vor ihr. Der Herr aber fuhr mit einer Ruhe fort, die von seiner Hartherzigkeit zeugte: „ich wollte Dich heute Abend überraschen und traf den Herrn Vicomte, der auf die Jagd ging. Wir machten den Weg zusammen, aber etwa hundert Schritte von hier wurden wir von Menschen angefallen, die da im Hinterhalte lagen. Ich war ohne Waffen, Saint Jean aber, der zu Pferde folgte, hatte Pistolen in den Holstern; er schoss zwei Mal, die Räuber antworteten und Entrevaur erhielt eine Kugel vor den Kopf.“

— „Ach, nun weiß ich auch,“ fiel Madame So-

desroi ein, „warum meine Schwester gestern Abend die Farbe wechselte, als ihr Mann sagte, er fürchte sich vor Räubern nicht, warum sie ein so peinliches Gefühl zu quälen schien, so oft ihre Augen denen des alten Saint Jean begegneten. Aber, sage mir, wer war Entrevaur? Ein Verwandter des Marquis wahrscheinlich oder ein Freund der Familie?“

„Keineswegs,“ antwortete Babette; „die Frau Marquise hatte ihn vielleicht vier Mal in ihrem Leben gesehen. Es war ein schöner, galanter Herr, die Blüte des jungen Adels der Umgegend. Der Herr Marquis sah solche Leute nicht bei sich.“

— „Wie konnte aber in diesem Falle meine Schwester sein trauriges Ende sich so zu Herzen nehmen?“

„Nicht der Schrecken wendete ihre Seele plötzlich der Frömmigkeit zu, sondern der Anblick, den sie die ganze Nacht hindurch vor Augen hatte. Denken Sie sich, Madame, sie fiel halbohnmächtig auf der Treppe nieder als sie die Leiche sah, welche Saint Jean und der Kutscher an den Füßen aus dem Wagen zogen. Auch mir wurde es unwohl, als ich den blutigen Leichnam des schönen jungen Mannes sah, der wenige Minuten vorher lebenskräftig gewesen war und nicht gahnet hatte, daß er so bald vor Gott werde erscheinen müssen. Der Herr Marquis ließ ihn in das Haus tragen; man legte ihn auf das Sopha in dem Saale unten und breitete ein Betttuch über ihn. Welche Nacht haben wir da verbracht! Alle Diensteute wachten in dem Vorzimmer. Die Thüren und Fenster des Saales standen offen. Vor dem Sopha hatte man eine Kerze angezündet. Auch der Herr Marquis wollte sich nicht zur Ruhe begeben und er wachte ebenfalls in dem Saale, mit einem Gebetbuche in der Hand.“

— „Meine Schwester war aber doch gewiß nicht da geblieben?“

„Sobald Sie sich von ihrer Ohnmacht ein wenig erholt hatte, befahl ihr der Marquis, ihm diese schreckliche Nacht hindurch Gesellschaft zu leisten. Die Frau Marquise gehorchte. Sie kniete vor einem Sessel nieder und hielt dabei ihr Gebetbuch in der Hand. Sie las nicht; ihre Augen konnten sich von dem Todten nicht trennen. Bisweilen redete der Marquis sie an, aber sie antwortete nicht. So verging die ganze Nacht. Früh am Morgen kamen Männer des Gerichtes und nachdem sie ihr Protokoll aufgenommen hatten, brachte man den Leichnam in die Kapelle. Noch denselben Tag erschienen die Verwandten und die gesammte Geistlichkeit von Aix zum Begräbnisse. Am Tage darauf

wurde der Vicomte beerdigt. Die Frau Marquise hatte den ganzen Tag im Gebete verbracht. Der Vater Thomasius, ihr Beichtvater, kam Abends und von da an zeigte sich ihre Sinnesänderung. Sie dachte an nichts mehr als an den Tod und bereitete sich vor auf denselben, als ob er ihr ganz nahe sei. Bisweilen, Ihnen kann ich es wohl sagen, fürchtete ich, sie würde wahnsinnig werden. Erst die Geburt ihres zweiten Sohnes brachte sie von ihren düstern Gedanken zurück. Sie sprach seitdem nicht mehr von dem Tode, aber ihre Frömmigkeit wurde immer größer.“

— „Hat man die Mörder des Vicomte nicht entdeckt und gehangen?“

„Leider nicht. Sie bekamen in der Nacht einen zu großen Vorsprung, so daß die Leute, die man ihnen nachsandte, sie nicht einholen konnten. Der Marquis scheute keine Mühe, aber Alles war vergebens.“

— „Das ist eine traurige Geschichte,“ sprach die alte Dame, indem sie unwillkürlich näher an Babetten rückte. Trotz ihrer Seelenstärke fühlte sie einen gewissen Schauer und bald ersuchte sie die alte Dienerin, mit ihr in das Haus zurück zu kehren.

Es vergingen mehrere Tage in der eintönigen Einförmigkeit dieses einsamen Lebens, an das die Bewohner von Tuzelle seit so langer Zeit gewöhnt waren. Die Anwesenheit der Madame Godefroi und des Gefolges derselben vermochte das leere stumme Haus nicht zu beleben. Man sprach leise, man lachte niemals, man erstarrte gewissermaßen in den ängstlich-sorgfältigen Beobachtungen aller Vorschriften der Kirche. Die beiden Diener der Madame Godefroi verbrachten die Zeit in dem untern Saale, in dem sie entweder schliefen oder insgeheim Karte spielten. Andrette, das pariser Kammermädchen, weinte aus Langeweile den ganzen Tag. Madame Godefroi verließ die Marquise nicht, die wegen völliger Erschöpfung in dem Zimmer bleiben mußte. Die beiden Schwestern sprachen wenig; es fand kein Gedankenaustausch zwischen ihnen statt; alles beschränkte sich auf zärtliche Pflege auf der einen und auf Aeußerungen dankbarer Liebe auf der andern Seite. Trotz dem Schweigen aber über gewisse Fragen verstanden die beiden Schwestern einander und machten einander, fast unbewußt, gegenseitig Concessionen. Madame Godefroi sah, ohne sich zu erzürnen, die Verehrung, die ein alter Mönch, der Vater Thomasius, der Marquise einflößete. Sie duldet die Andachtsübungen, die sie anfangs gemißbilliget hatte; sie mußte sogar den alten frommen Mönch selbst achten. Auf der

andern Seite ließ die Frau von Blanquesfort von ihren strengen Bußübungen etwas nach; sie willigte ein, das Haarhemd abzulegen und auf einem besseren Bette zu liegen. Am nächsten Sonntage ging sie sogar noch weiter. Als sie trotz ihrer Schwäche aufstehen wollte, um ihre religiösen Pflichten zu erfüllen, bat Madame Godefroi sie dringend, nur dieses einzige Mal sich davon zu dispensiren; sie gab ohne Widerstand nach und begab sich nicht in die Messe.

Madame Godefroi bemerkte bald, daß ihre Schwester zu den Frauen gehöre, bei denen die Mutterliebe zu einer wahren Leidenschaft wird. Sie konnte den Namen ihres älteren Sohnes nicht hören, ohne daß ihr die Thränen in die Augen traten. Die Gegenwart Estève's war ihr Trost, ihr Glück, ihre einzige Freude, die nur durch den Gedanken an die unvermeidliche und vielleicht nahe Trennung getrübt wurde. Ihre gewöhnlich melancholischen Züge erhielten einen heiteren Ausdruck, wenn dieser Knabe bei ihr war; ihr Gemüth schien, sobald sie ihre großen traurigen Augen auf ihn richtete, einen Augenblick in der Sonne dieses Anblicks auszuruhen; aber selbst die Liebkosungen, die Liebesworte versagte sie sich, mit denen die Mütter sonst so freigebig sind, und hielt die Aeußerungen ihrer Liebe mit Gewalt zurück. Estève erwiederte diese ernste und scheinbar ruhige Liebe durch eine unbegrenzte Zärtlichkeit und die tiefste Verehrung. In den Aeußerungen dieser seiner Zärtlichkeit lag noch etwas Kindliches, so daß selbst die traurige Mutter bisweilen darüber lächeln mußte. Er setzte sich gern zu ihren Füßen nieder und lehnte den Kopf auf ihre Knie, immer bereit, irgend eine Erzählung oder die Geschichte von einem Kinde zu hören, das ein Heiliger geworden. Zu seiner Mutter flüchtete er sich in seinen Tagen der Trauer, wann der Abbé Girou ihn wegen eines geringen Vergehens einmal fast streng angeblickt hatte, oder wann eine dunklere Besorgniß seiner Seele sich bemächtigte, wann Ideen, die er nicht zu bemeistern und zu begreifen vermochte, gleich den Keimen in seinem Gehirn entstanden, die, zu tief im Schooße der Erde versteckt, nicht zu Tage kommen können und aus Mangel an Luft und Sonne dahinstorben. Aber diese Augenblicke der Trauer waren selten. Meist kam Estève ruhig und zufrieden zu seiner Mutter; er blieb die ganze Zeit über, die ihm zur Erholung gestattet wurde, bei ihr und, wann die Arbeitsstunde wieder schlug, begann er seine gewöhnliche Thätigkeit ohne Ungebuld und ohne Langeweile. Die Anwesenheit der Madame Godefroi störte ihn anfangs,

bald aber liebte er auch sie von ganzem Herzen, wenn er sich auch nie eine gewisse Vertraulichkeit erlaubte. In den Gesprächen, welche die alte Dame herbeiführte, zeigte er einen beschränkten und trägen Geist; kein Strahl erhellte das Dunkel seines Verstandes, keine Saite erklang in seiner schlummernden Seele. Sobald aber sein Gefühl erregt war, sobald Fähigkeiten, die sich hatten entwickeln können, in Anspruch genommen wurden, drückte er sich oft in einer Weise aus, daß Madame Godefroi sich verwunderte und bei sich dachte: „könnte ich ihn doch vor dem Kloster bewahren!“

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Sicilianische Anekdoten.) Zu Ende des vorigen Jahrhunderts lebte in Messina ein gewisser Richter Gambo, ein fleißiger Arbeiter, ein rechtlicher und gewissenhafter Mann, der bei Allen, die ihn kannten, in verdienter Achtung stand und dem man keinen andern Vorwurf machen konnte, als daß er die damals bestehenden Gesetze zu buchstäblich nahm.

Eines Morgens, als er frühzeitig aufgestanden war, hörte er auf der Straße um Hilfe rufen, er trat deshalb auf den Balcon und erschien daselbst gerade als ein Mann einem andern einen Dolchstoß versetzte. Der Angegriffene sank todt nieder und der Mörder, den Gambo nicht kannte, dessen Gesicht er aber deutlich erkennen konnte, entfloh und ließ den Dolch in der Wunde zurück.

Zunfzig Schritte weiter hin warf er auch die Dolchscheide weg, worauf er in einem Nebengäßchen verschwand.

Fünf Minuten darauf trat ein Bäckerbursche aus einem Hause, stieß mit dem Fuße an die Dolchscheide, hob sie auf, besah sie, steckte sie ein und ging weiter. Bald gelangte er vor das Haus Gambos und sah da den Ermordeten liegen, dem er Hilfe zu leisten versuchte. In diesem Augenblicke hörte man eine Patrouille herbei kommen. Der Bäckerbursche fürchtete, als Zeuge in eine Criminaluntersuchung verwickelt zu werden und entfernte sich, war aber bereits gesehen worden. Die Patrouille eilte herbei, sah den Leichnam und umstellte das Haus, in welches sie den muthmaßlichen Mörder hatte fliehen sehen. Der Bäckerbursche wurde verhaftet; man fand bei ihm die Dolchscheide, die er aufgehoben hatte, und verglich sie mit dem Dolche in der Brust des Ermordeten; Scheide und Dolch paßten vollkommen ineinander und man zweifelte nicht mehr, daß man den Schuldigen gefunden.

Der Richter Gambo hatte Alles gesehen, die Ermordung, die Flucht des Mörders, die Verhaftung des Unschuldigen und doch schwieg er, rief Niemanden und ließ den Bäckerburschen in das Gefängniß abführen.

Um sieben Uhr früh erhielt er die officielle Anzeige von dem Vorfalle; er hörte die Zeugen ab, nahm das Protokoll auf, be-

gab sich in das Gefängniß, verhörte den Gefangenen und schrieb die Fragen und Antworten mit der gewissenhaftesten Genauigkeit auf. Natürlich läugnete der Bäckerbursche hartnäckig.

Der Prozeß begann; Gambo führte den Vorsitz; die Zeugen wurden abgehört und belasteten den Angeklagten immer mehr; der Hauptbeweis aber war die bei ihm gefundene Dolchscheide. Der Bäckerbursche läugnete fortwährend, rief den Himmel als Zeugen an, sah aber eine Menge halber Beweise auf sich gehäuft, welche die Anwendung der Folter rechtfertigten.

Es wurde ein Antrag darauf an Gambo gerichtet, der ihn sofort genehmigte.

Der Schmerz, den der arme Bäckerbursche auf der Folter erlitt, war für ihn unerträglich und er erklärte, der Mörder zu sein.

Gambo sprach das Todesurtheil über ihn aus. Der Verurtheilte wendete sich an die Gnade des Königs, wurde aber mit seinem Gesuche abgewiesen. Drei Tage darauf wurde er gehangen. Es verging ein halbes Jahr und der wirkliche Mörder wurde bei einem andern Morde ergriffen. Er gestand, daß ein Unschuldiger an seiner Stelle gestorben und daß er den ersten Mord begangen habe. „Ich wundere mich nur,“ setzte er hinzu, „daß der Richter Gambo das Urtheil hat sprechen können, da er während der That auf seinem Balcon stand und Alles gesehen haben muß.“ Gambo erklärte auf eine deshalb an ihn gerichtete Frage, daß dies allerdings gegründet und er Zeuge des Mordes gewesen sei. Der König, der sich gerade in Palermo befand, hörte von diesem seltsamen Vorfalle und ließ Gambo zu sich rufen. „Warum,“ redete er ihn an, „hast Du einen Unschuldigen verurtheilen lassen und den wahren Schuldigen nicht angezeigt, da Du doch Alles kanntest?“

„Sire,“ antwortete Gambo, „weil das Gesetz sich bestimmt darüber ausspricht; es sagt, der Richter könne weder Zeuge noch Ankläger sein; ich würde also gegen das Gesetz gehandelt haben, wenn ich den Schuldigen angezeigt oder den Unschuldigen begünstiget hätte.“

— „Aber Du hättest ihn doch wenigstens nicht verurtheilen sollen.“

„Ich konnte nicht anders, Sire; die Beweise genügten zur Anwendung der Folter und auf der Folter gestand er, daß er der Mörder sei.“

— „Nun ja, die Schuld liegt nicht an Dir, sondern an der Folter.“

Die Folter wurde darauf in Sicilien aufgehoben und der Richter blieb in seinem Amte.

Bekanntlich feiert man in Sicilien namentlich das Fest der heiligen Rosalie sehr glänzend, aber auch andere Heilige werden dort sehr hoch gehalten und wehe dem Fremden, der einem solchen Heiligenbilde, welches das Volk in Procession herumträgt, nicht die gebührenden Ehren erweist. Das erfuhr zu seinem Schanden ein Engländer, ein Schiffsofficier, der an das Land gegangen war, um in der Umgegend der Stadt Augusta

zu jagen. Nachdem er mehrere Stunden lang fruchtlos umhergewandert war, kehrte er, sein Jagdgewehr auf der Schulter, zurück und sah in der Stadt mit einem Male an der Ecke einer Straße eine große Volksmenge auf sich zu kommen, die auf einem geschmückten von stattlich herausgeputzten Pferden gezogenen Wagen das vergoldete Bild des heiligen Sebastian umherfuhr. Der Officier drückte sich an die Wand und blieb stehen, um den Zug vorüber zu lassen; da er aber in Uniform war und ein Gewehr trug, so kam seine Unbeweglichkeit der Menge unehrerbietig war und sie rief ihm zu, er solle das Gewehr präsentiren. Der Engländer verstand kein Wort Sicilianisch, rührte sich also trotz der wiederholten Aufforderung nicht. Da begann das Volk ihm zu drohen und schrie ihm tausendstimmig den Befehl zu, dem Heiligen die militairischen Ehren zu erzeigen. Dem Engländer wurde es ängstlich zu Muth und er versuchte sich zu entfernen, aber er konnte durch den Volkshaufen nicht hindurch, der mit immer drohenden Geberden bald auf den Heiligen, bald auf das Gewehr zeigte. Der Engländer, der nicht vermuthen konnte, daß der Zorn ihm gelte, da er ja Niemanden beleidiget, meinte endlich, der Heilige sei die Ursache; er erinnerte sich gelesen zu haben, daß die Italiener bisweilen sich gegen einen Heiligen erzürnen, wenn er ihre Wünsche nicht erfüllt. Diese Erinnerung war ein Lichtstrahl für ihn und da die Hindeutungen auf sein Gewehr fortbauerten, so meinte er, er habe, um das Volk zu befriedigen, weiter nichts zu thun, als nach dem Heiligen zu schießen. Gedacht, gethan; der Engländer legte an und zerschmetterte dem Heiligenbilde dem Kopf.

Im nächsten Augenblicke war der Officier von mehr als zwanzig Dolchstichen durchbohrt.

(Der Gott der Wilden.) Jeder Wilde in Nordamerica verläßt, wann er vierzehn bis funfzehn Jahre alt geworden ist, eines Morgens die väterliche Hütte und begiebt sich in die Einöde in der Nähe, ohne an die Gefahr zu denken, die ihm drohen kann. Er fastet streng, betet fortwährend laut zu dem „großen Geiste“ und irrt auf Geradewohlt umher, bis er erschöpft und schläfrig niedersinkt. Der erste Vogel, das erste Reptil, das sich ihm im Traume zeigt, wird ihm, wie er glaubt, durch den großen Geist als sein geheimnißvoller Beschützer im Leben offenbart. Er kehrt darauf zu seiner Familie zurück und erzählt seinen Traum, stillt seinen Hunger und Durst, bricht dann von Neuem auf, diesmal aber mit Waffen und Schlingen versehen, und kehrt nicht eher zurück, bis er das geträumte Thier sich verschafft hat. Er zieht ihm sorgfältig die Haut ab und macht aus dieser ein Säckchen, das er so schön als möglich verzieret und dann immer bei sich tragen muß; es ist für ihn ein kostbarer Talisman, sein Schutz und Schirm, fast sein Gott, denn er verehrt es auf eine gewisse Art, opfert ihm bisweilen Hunde oder Pferde und legt sich, wenn er diesen Gott beleidiget zu haben glaubt, harte Buße auf. Nach seinem Tode wird dieser sein Fetisch mit ihm begraben. Seltener Weise heißt dieser heilige Gegenstand das „Medizinsäckchen“ oder auch nur „die

Medizin“ und zwar aus folgendem Grunde: die Wilden nennen alles „Medizin“, was ihnen unverständlich, unerklärlich, geheimnißvoll vorkommt und von dem sie sich keine Rechenschaft ablegen können. So heißt in ihrer armen Sprache ein Dampfschiff „eine große Medizin.“ Der Werth des „Medizinsäckchens“ ist unschätzbar. Derjenige, welcher es verkaufte oder verschenkte, würde allgemein von seinem Stamme verachtet werden, was auch geschieht, wenn er es verliert und wäre es im Kampfe. Um sein früheres Ansehen wieder zu erlangen, muß der, welcher mit dem Schimpfnamen „der Mann ohne Medizin“ gebrandmarkt ist, seinen Talisman durch den eines Feindes ersetzen, den er mit eigener Hand auf dem Schlachtfelde erschlug.

(Königstitel.) Man hat oft schon über die seltsamen Titel gelächelt, welche die orientalischen Fürsten zur Andeutung ihrer Macht und ihres Glanzes sich beilegen lassen; so heißt z. B. der König von Aracan: „der Besizer der weißen Elephanten und der zwei Dherringe;“ Se. Majestät von Ava wird genannt: „der Bruder der Sonne und der König der vierundzwanzig Sonnenschirme;“ einige der Titel der Könige von Archan sind: „ein König, geistig wie eine Kugel rund ist, der, wenn er sich erhebt, sein ganzes Volk beschattet und von dessen Füßen ein lieblicher Wohlgeruch ausgeht;“ der Fürst von Monomotapa heißt: „der große Zauberer“ und „der große Dieb“ und der Schah von Persien ist „der Zweig der Ehre, der Spiegel der Tugend und die Rose der Bönne.“ Dagegen, bemerkt eine englische Zeitung, vergift man, daß die Titel und Bezeichnungen der britischen Majestät nicht minder bombastisch und seltsam sind als die der orientalischen Fürsten, die man verspottet, denn nach der englischen Constitution ist der Souverain „unsündbar, absolut vollkommen, unbestechlich, allgegenwärtig und unsterblich, die Quelle der Gerechtigkeit, die Quelle der Gnade und die Quelle aller Ehren.“

(Fanatiker in Algier.) In dem Gebiete von Algier giebt es eine fanatische Secte, die Uqaoua, die unter der Einwirkung ihres Mocabbam oder Magnetiseurs in den seltsamsten Zustand verfallen und die sonderbarsten Gebräuche üben. Eine algierische Zeitung theilt einige Details darüber mit. Nachdem sie sich in ihren Versammlungen durch Gesänge, durch Tänze u. a. aufgeregert haben, bildet sich jeder ein, in ein Thier verwandelt zu sein, in ein Kameel, einen Löwen, Schakal u. a., dessen Stimme sie nachahmen, während sie die stacheligen Blätter des Cactus kauen. Andere stellen sich, als würden sie durch den heftigsten Durst gequält, und man bringt ihnen, den Durst zu löschen, große eiserne Schaufeln, die man im Feuer zur Rothglühigkeit erhitzt hat und welche sie mit einer grauenhaft anzusehenden Gier auf die Zunge und die Lippen drücken. Noch andere verzehren gestoßenes Glas und verschlucken Nägel, während zwei sich um eine Schlange streiten. Dem Schauspiel wohnt auf einer Galerie eine große Anzahl Muselmänner in hoher Andacht bei. Der Franzose, welcher dies erzählt, setzt

hingu, um sich zu überzeugen, ob es wahr sei, daß diese Acaoua Schlangen und Scorpionen äßen, hätte er mehrere der letzteren Geschöpfe mit in die Versammlung gebracht. Kaum, sagt er, hatten die Acaoua die Scorpionen bemerkt, als sie gierig herbei stürzten. Ich gab einem der eifrigsten eines dieser Thiere, das derselbe, nachdem er es auf alle mögliche Weise gereizt hatte, zwischen die Lippen nahm und mit den Zähnen leicht hielt. Ich trat so nahe hingu, um mich zu überzeugen, daß mein Scorpion noch alle seine Vertheidigungswaffen besaß. Endlich biß der Acaoua zu, kauete den Scorpion und verschluckte ihn. Nach Allem, was ich gesehen habe, besteht zwischen der Extremität der Acaoua und dem magnetischen Somnambulismus eine sehr große Aehnlichkeit, setzt der Franzose hinzu, wir aber meinen, die sogenannten Acaoua sind höchst wahrscheinlich nichts weiter als ganz vorzügliche — Gaukler.

Generalcorrespondenz.

Alexander Dumas erzählt in der sehr unterhaltenden Schilderung seines Aufenthaltes in Sicilien unter anderm auch, er sei einmal, da er nichts anderes zur Stillung seines Hungers gefunden, verführt worden, eine Wurst zu kaufen. Sobald er aber in dieselbe hinein gebissen, habe er sie mit Ekel wegwerfen müssen und den Mann gerufen, der sie ihm verkauft. „Wie nennen Sie das da?“ fragte er, indem er ihm den Gegenstand zeigte, der ihn so sehr getäuscht hatte.

— „Wurst,“ antwortete der Mann.

„Voraus macht man aber bei Ihnen die Wurst?“

— „Aus was? Nun, aus was sonst als aus Blut, — Chocolate und Gurken?“ —

In dem Invalidenhanse in Paris kann man alle Tage zwei alte Soldaten sehen, die sich immer zusammen halten, weil beide zusammen kaum einen Menschen ausmachen. Der eine ist blind, der andere hat beide Arme verloren. So sitzen sie meist einander gegenüber; der Blinde hält auf seinen Knien ein Buch (die „Siege und Eroberungen der Franzosen“), während der andere ohne Arme seinem Gefährten vorliest. Meist suchen sie die Beschreibung der Kämpfe auf, in welchen sie verkrüppelt wurden und diese wird gelesen. Dadurch versehen sie sich in die Zeit zurück, die sie nie vergessen, und sie fühlen sich, trotz ihrem bedauerlichen Zustande, vollkommen glücklich. —

Frankreich schreibt jetzt dem Denis Papin bestimmt die erste Erfindung der Dampfmaschine zu, während mehrere Länder um die Ehre streiten, den Erfinder dieser neuen Kraft, welche die Welt umgestaltet, geboren zu haben. Die Stadt Blois, in welcher Papin am 22. August 1647 geboren wurde, will ihm ein prachtvollcs Denkmal errichten. —

Die Kosten des Denkmals, welches England Walter Scott errichten will und die auf 13,000 Pf. St. (90,000 Thlr.) veranschlagt wurden, sind noch immer nicht vollständig zusammen-

gebracht. Es fehlen noch wenigstens 10,000 Thlr., um den gothischen Thurm und die Marmorsäule vollenden zu können. —

Wir haben vor einiger Zeit erwähnt, zu welchem hohen Preise bisweilen ein ausgezeichneter Electoralbock verkauft wird; jetzt melden englische Blätter, daß in England auch anderes veredeltes Vieh mit bedeutenden Summen bezahlt wird. Ein berühmter Viehzüchter in Durham erhielt vor wenigen Tagen für ein — Kalb nicht weniger als zweihundert und fünfzig Thaler. —

Die Engländer werden mit einem Male musikalisch; nachdem man lange geglaubt, sie wären nur gut, durch ihre Suisneen fremde Künstler zu bereichern, treten plötzlich unter ihnen mehrere Virtuosen und Sängerinnen auf (wir erwähnen nur die Damen Kemble, Novello, Shaw, Thillon, den Harfenvirtuosen Parity Alvars, den Pianisten Bennet); in Paris ist sogar ein englisches kleines Mädchen von acht Jahren erschienen, das sich auf dem Piano hören ließ und die schwersten Stücke mit außerordentlicher Virtuosität spielte. —

In England wird jetzt die größte Dampffregatte gebaut, welche alles übertreffen soll, was man in dieser Art gesehen hat. Die Maschinen haben eine Kraft von 650 Pferden; in dem Maschinenraume können 12,000 Centner Kohlen aufgespeichert werden. Außerdem giebt es Raum für 1000 M. Soldaten, außer den 450 Matrosen, und für Lebensmittel und Kriegsmaterial auf vier Monate für diese ganze Mannschaft. —

In Dublin beschäftigen sich 30,000 Personen mit Schuhschmiedearbeit. —

Die Königin von England besitzt allein in dem Marstalle zu Brighton hundert Pferde, die meist von hohem Werthe sind. —

Die erste Vorstellung der deutschen Operngesellschaft in Paris, „der Freischütz,“ ist so ziemlich verunglückt, da nur Madame Walker und die Chöre sich Beifall verdienen konnten. —

Das „Frankfurter Conversation-Blatt“, der „Correspondent von und für Deutschland“, zwei bekannte Wiener und andere Blätter, welche ihr Feuilleton durch Entlehnung füllen, dabei auch die „Allgemeine Modenzeitung“ regelmäßig ausplündern, aber immer vergessen, die Quelle anzugeben, aus der sie schöpfen, werden hierdurch wiederholt daran erinnert, ihre Pflicht zu thun, d. h. unsere Zeitung zu nennen, wenn sie Artikel aus ihr abdrucken. Eine jener Zeitschriften entblödet sich sogar nicht, wöchentlich regelmäßig den größern Theil unserer Modenberichte nachzudrucken; sie hat dies seit wenigstens einem Jahre gethan und noch niemals ist es ihr eingefallen, beiläufig zu bemerken, daß ihr „Moden-Bazar“ der Allgemeinen Modenzeitung — entlehnt sei.

Leipzig, den 30. April 1842.

Die Redaction der „Allgemeinen Modenzeitung“.